

Zwanzig Jahre Mauernachbau

Text: Nils Ballhausen

In dichtem Takt durchlaufen Schulklassen aus aller Welt das neu gestaltete Denkmal-Areal an der Bernauer Straße in Berlin. Was bekommen sie dort zu sehen und was nicht? Ein polemischer Streifzug durch einen mehrfach umgekrempelten Stadtraum.



Das neue Besucherzentrum umfasst einen Buchladen und mehrere Seminarräume.

Foto: Klemens Ortmeyer

Im Jahr 1973 veröffentlichte Walter Kempowski sein Befragungsbuch „Haben Sie Hitler gesehen?“. Der Schriftsteller hatte fünfhundert Zeitgenossen diese einfache Frage gestellt. Ihre Antworten montierte er zu einem Kaleidoskop persönlicher Erinnerungen, mit dem er das vielschichtige Verhältnis der Augenzeugen zum Objekt in den Mittelpunkt rückte.

Die Frage der Perspektive

„Haben Sie die Mauer gesehen?“ Ja, würde ich antworten, zum ersten Mal 1987. Abschlussfahrt nach Berlin (West), subventioniert vom Ministerium für innerdeutsche Beziehungen, ein Vormittag mit politischer Bildung war Pflicht, der Tagesbesuch in Ost-Berlin empfohlen. Im selben Augenblick, als wir aus dem damaligen Grenzbahnhof Friedrichstraße heraustraten, verlor ein Trabant bei Vollgas seinen Auspuff. Musste man noch mehr vom Osten sehen? Die Betonwand auf der Westseite jedenfalls passte bestens zu einer Großstadt. Daheim im Zonenrandgebiet gab es Streckmetall. Irgendwo dahinter gelegentliche Detonationen, die, so behaupteten die Erwachsenen, dadurch entzündeten, dass Kaninchen über Minen hoppelten. Ich wusste früh Bescheid, aber der Mensch gewöhnt sich. Als die Grenze abgetragen wurde, jubelte ich nicht, sondern staunte. Falls ich je ein Dokumentationszentrum zur innerdeutschen Grenze betreiben sollte, erhielt auch diese Sichtweise ihren Raum.

Mehr Lärm seit 1990

Grund zu feiern hatten nach 1989 die Verkehrsplaner. Eine Unmenge Straßen war schleunigst zu verknüpfen, ohne Diskussion, Hand in Hand mit Tiefbauamt, Straßenbaufirmen und mit dem automobilen „Volk“ im Rücken. So bauten sie auch die morbid-beschauliche Sackgasse Bernauer Straße zu einer vierspurigen Ringstraße aus, heute eine brüllende Schneise, die die beiden Straßenseiten, ehemals in Ost und West gelegen, mehr zerteilt als verbindet – immerhin ohne Schießbefehl. Was in der Verkehrsplanung seit 1990 selbstverständlich ist, fehlt beim Umgang mit den Grenzanlagen bis heute: die übergeordnete Idee. So ist das einstige Staatsbauwerk in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht nur materiell, sondern auch gedanklich zerkleinert und privatisiert worden. Was heute noch von ihm zu sehen ist, verdankt seine Existenz dem Engagement von Privatpersonen, die sich um den Erhalt von Abfertigungsbaracken, Wachtürmen oder Sperranlagen bemühen und je nach politischem Geschick für diese Arbeit öffentliche Gelder erhalten. Die Gremien und Beiräte sind mit Personen besetzt, die ihr berufliches Fortkommen den Umwälzungen von 1989 verdanken. Bundesweit sind seither Dutzende Grenz Museen entstanden, dilettantische genauso wie professionelle, die zwar jeweils lokale Besonderheiten der Grenze und ihrer Geschichte thematisieren, sich jedoch in ihren Aussagen wenig unterscheiden und dadurch austauschbar, ja oft sogar verzichtbar erscheinen. Wie könnte es anders sein? Für Initiativen dieser Art ist ein Mindestmaß an persönlicher Verletzung unter den Mitwirkenden erforder-